matien, dessen Besitz das Recht zur Führung des Grafentitels verleihen sollte, Aehnlichkeit haben mit dem des Claude Melnotte in dem „reizenden" Theaterstück „The Lady of Lyons"? So gerne ich wollte, konnte ich es doch kaum glauben, aber so viel war klar, dem Fürsten wäre es weit lieber gewesen, wenn die amerikanische Millionärin die Schönheiten ihres neuen Besitztums auf Treu und Glauben angenommen hätte.

„O, ich bin zu dem Kauf längst fest entschlossen," sagte die Gräfin. „Das war ich schon, ehe wir hierherkamen."

„Mama hat sich auf der Herreise von Paris im Zug entschlossen," verbesserte Bietsche. „Sie mußte sich doch entschließen, welchen Namen sie angeben sollte, und auch ob sie auf Taschentüchern und Gepäck eine Krone anbringen lassen wolle. Aber sie mußte erst an unsern Rechtsanwalt in Denver telegraphieren, denn sie hatte nicht so viel Geld, als der Fürst Anzahlung verlangte, und die Antwort ist erst heute morgen gekommen."

„Und wie lautet diese Antwort?" fragte der Fürst errötend und mit einer gezwungenen Scherzhaftigkeit, die mit dem gierigen Funkeln seiner Augen in seltsamem Widerspruch stand.

„Raten Sie mal!" rief Bietsche und alle ihre Kobolde schossen Purzelbäume vor Entzücken.

„Juristen sind gewöhnlich sehr trockene Personen," sagte Seine Durchlaucht, während sie das Glas ergriff und den Rest des Romanée Conti hinabstürzte. „Aber wenn der Rechtsbeistand ein weiser Mann ist, der die Interessen seiner Klienten genau überlegt, kann er nicht von einem Schritt abraten, der die gnädige Frau so hoch erhebt über —"

„O, er hat „ja" geantwortet," rief Frau Kidder, die sich fest an ihren Grafentitel klammerte.

„Und er hat hinzugefügt: Wenn du eine solche Närrin bist," fügte Bietsche ihrerseits hinzu. „Aber diesen Teil der Depesche muß er selbst bezahlen."

„Er ist ein Vetter meines verstorbenen Mannes," setzte uns Frau Kidder auseinander. „Zuweilen nimmt er sich große Freiheiten heraus, denn er meint, Simon hätte nicht alles gebilligt, was ich tue. Aber du brauchst auch nicht alles auszuplaudern, Bietsche."

„Wir wollen lieber von Venedig sprechen," sagte Fräulein Destrey mit reizendem Lächeln, das um so liebenswürdiger erschien, als sie bis jetzt noch so wenig gelächelt hatte. „Wie sehr habe ich mich immer gesehnt, Venedig einmal zu sehen."

„Aber du wolltest ja gar nicht mit übers Wasser kommen, das weißt du doch selber ganz genau," bemerkte Bietsche, die Unbezwingliche, so empört von der Einmischung ihrer Base, wie ein Schulknabe, den man von einer Katze wegzieht, an deren Schwanz er eine Blechkanne gebunden hat. „Und ich weiß, weshalb du nicht reisen wolltest." Auch Bietsche war augenscheinlich ganz von Rachsucht beseelt.

Fräulein Destrey errötete, und ich hätte sehr gern gewußt, weshalb, und Terry sicherlich nicht minder. (Hatte man sie vielleicht auf Reisen geschickt, damit sie eine törichte Neigung vergesse?)

„Du wolltest lieber bei den Schwestern bleiben," fuhr Bietsch fort, das verlegene Schweigen ihrer Base boshaft benützend. „Und in Paris bist du beinahe gar nicht vergnügt gewesen, obgleich sich jedermann in den Straßen nach dir umgedreht hat."

„Nun, wenn ich jetzt doch einmal da bin, freue ich mich sehr darauf, die Orte zu sehen, von denen ich in Poesie und Geschichte besonders gern gelesen habe," sagte Fräulein Destrey schnell. „Und dazu gehört auch Venedig."

„Maido ist mehr in Büchern zu Hause, als im wirklichen Leben," sagte Fräulein Bietsche mit großer Verachtung. „Ich weiß viel mehr vom Leben als sie und bin doch erst — erst —"

„Dreizehn," fiel die Gräfin rasch ein. „Bietsche, Kindchen, du möchtest wohl sehr gerne noch mehr von diesen Marronsglacés? Sie sind ja nicht gesund für dich, aber dieses eine Mal darfst du dir noch einige nehmen, wenn du sie doch so gerne möchtest. Und, Sir Ralph, ich möchte gar zu gerne mein neues Landgut sehen! Zwar eigentlich ist es ein sehr altes Gut, aber doch für mich neu. Es ist schon so alt, daß das Schloß beinahe eine Ruine ist. Wenn ich aber hingehe, und das Schloß gefällt mir sehr, dann könnte ich es ja restaurieren lassen und zuweilen darin wohnen, nicht wahr? Nur weiß ich immer noch nicht recht, wo Schloß" (sie sagte aber Slofsch) „— wie heißt's doch gleich? — eigentlich liegt. Ich kann den Namen nicht richtig aussprechen."

„Schloß Hrvoya liegt ganz weit drinnen in Dalmatien — fast so weit östlich wie Montenegro," entgegnete der Fürst. „Und die Straßen sind dort entsetzlich schlecht. Ich glaube kaum, daß sie für ein Automobil passierbar sind, ganz besonders nicht für Sir Ralphs kleinen Wagen von zwölf Pferdestärken, mit fünf Personen besetzt.

(Fortsetzung folgt.)

„Der Baron."

Eine Schülergeschichte

von

Betty Rittweger.

Von allen Seiten eilten die Schüler dem Gymnasium zu, einem altersgrauen Gebäude, das der Frühling soeben mit dem ersten jungen Grün geschmückt hatte. Denn Ostern war diesmal ungewöhnlich spät gefallen; und so machten es der heile Sonnenschein, der würzige Birkenduft und Finken- und Amselschlag, daß mancher Fuß noch auf der Vortreppe stockte; nein, heute wär's Frevel gewesen, den Ruf der Schulglocke nicht hier im Freien, in Morgenlicht und Frühlingssonne abzuwarten!

Gruppen bildeten sich; Klassengenossen, kenntlich an den funkelnagelneuen, verschiedenfarbigen Mützen, fanden sich zusammen und berichteten einander von ihren Ferienerlebnissen. Dann aber wurde aller Aufmerksamkeit auf einen Punkt gelenkt. Ein eleganter, leichter Wagen hielt vor dem Gymnasium. Neben einer schönen, blonden Frau in tiefer Trauer saß ein vielleicht siebzehnjähriger, schlanker Junge, der sich, als die Pferde zum Stehen gekommen waren, rasch erhob und den Wagen verließ. Er blieb einen Augenblick zögernd am Schlag stehen, dann küßte er die Hand der Dame, die ihm, unbekümmert um ihre Umgebung, zärtlich über die Wangen strich und ihn dabei mit warmem, liebevollem Blick umfaßte. Der junge Mensch setzte nun den Fuß nochmals aufs Trittbrett und nahm eine Büchermappe vom Rücksitz, dann eilte er auf das Gebäude zu, sich noch ein paarmal dem Wagen zuwendend und mit der Hand die Dame grüßend.

„Ein Neuer" — so gings zwischen den Schülern hin und her, und besonders die Primaner und Sekundaner waren in lebhafter Bewegung. „Donnerwetter, seine Equipage!" „Die Hand küßt er seiner Alten — zum Brüllen!" „Na, dem wollen wir's zeigen, dem Muttersöhnchen!" „Die Alte hat wahrhaftig geheult, als ihr Sprößling verschwand — ich hab's ganz deutlich gesehen." „In welche Klasse er wohl kommt?" „Ach, das ist gewiß die Dame, die das Waldschlößchen gekauft hat. Die soll ja bärenmäßig reich sein." „Wenn der Bengel aber denkt, das imponiert uns, so ist er sehr im Irrtum." Weitere Aeußerungen der jugendlichen Schar wurden durch den Klang der Schulglocke verhindert. Nach ein paar Sekunden lag der eben noch so belebte Platz verlassen, und kurz darauf mischten sich Harmoniumklänge und Choralgesang aus der Aula mit dem Lenzlied der Amseln und Finken.

Keiner der Schüler, die dem Abschied zwischen Frau Anna Falke und ihrem Sohn eben beigewohnt hatten, war imstande gewesen, die Bedeutung, die dieser Abschied für die zwei Menschen hatte, zu erfassen. In Jahrelangem Stillleben mit einem gelähmten, zuletzt nicht mehr im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte befindlichen Gatten und Vater hatten sich Mutter und Sohn fest und innig aneinandergeschlossen. Gerhards Unterricht wurde von Hauslehrern geleitet, und erst nach dem Tod des Gatten entschloß sich Frau Anna, ihren Sohn einer öffentlichen Schule zuzuführen. Er wollte studieren, und die Mutter sagte sich, daß es höchste Zeit sei, ihn mit dem Leben zwischen jugendlichen Genossen vertraut zu machen. Sie bereute fast, es nicht eher getan zu haben, aber sie hatte ja immer nur aus dem Zusammensein mit ihrem Jungen die Kraft geschöpft, dem Gatten eine treue Pflegerin zu sein. Ihr und Gerhard war das Herz unendlich schwer gewesen während der heutigen Morgenfahrt zur Stadt. Ihr graute davor, in das leere Haus zurückzukehren, und Gerhard ängstigte sich vor dem Gedanken, von nun an einer unter vielen zu sein.

Etwas erleichtert fühlte er sich, als er glücklich auf seinem Platz gelandet war, am Ende einer Bank, so daß er nur einen Nebenmann hatte, einen derben, jungen Menschen mit kecken Augen, die den „Neuen" dreist musterten. Gerhard errötete unter diesen Blicken, was Rudolf Horner Anlaß zu höhnischem Grinsen und einer geflüsterten Bemerkung an seinen anderen Nachbarn gab. Als die erste Stunde vorüber war, wandte sich Gerhard höflich an Horner: „Möchten Sie mir, bitte, Ihren Stundenplan bis morgen zum Abschreiben überlassen? Ich —"

„Sie? Na, das ist famos! Sie wissen wohl nicht, daß bei uns der „Du-Komment" herrscht?"

„Nein, das wußte ich nicht. Und das — ich kann doch nicht zu all den fremden Schülern — ich meine, da muß man doch erst näher miteinander — das heißt, natürlich, wenn es üblich ist, dann —"

„O bitte, legen Sie sich keinen Zwang an, Herr — Herr — wie Sie heißen, weiß ich natürlich nicht, aber daß Sie mindestens ein Baron sind, davon bin ich überzeugt —" Rudolf Horner hatte mit erhobener Stimme gesprochen, und es hatte sich ein Kreis von Zuhörern um ihn und Gerhard gebildet. Der aber stand wie mit Blut übergossen und stammelte verwirrt:

„Aber ich bitte Sie — ich bitte dich — so hab' ich das doch nicht gemeint. Ich bin heute zum ersten Male in einer öffentlichen Schule, und wenn ich die herrschenden Gebräuche noch nicht kenne, so denk' ich doch nicht dran, mich ihnen zu entziehen. Also ich darf euch alle „Du" nennen und —"

„Mich nicht, ich danke ergebenst!" rief Horner höhnisch, und die Umstehenden gaben ihre Zustimmung lebhaft zu erkennen. Die große Pause wurde von den Unterprimanern zu eifriger Beratung über den Fall benutzt, und der „Neue" wurde seierlich in „Verruf" getan. Und gerade, weil er einen bürgerlichen Namen trug — Horner hatte ihn auf Gerhards Besten gelesen — sollte er den Spitznamen „Baron" behalten. Das würde ihm sicher höchst unangenehm sein.

Es herrschte überhaupt unter den jetzigen Unterprimanern ein etwas roher Ton; sie suchten etwas darin, forsch aufzutreten, und Rudolf Horner dominierte unbedingt in der Klasse. Sein Beispiel wirkte aber durchaus nicht veredelnd auf die übrigen. Nun hielten sie alle zusammen gegen Gerhard mit der ganzen Härte und Grausamkeit unserer Jugend. Alle, bis auf einen, der aber gar nicht in Betracht kam. Heinrich Wendland hatte eigentlich während der ganzen Schulzeit isoliert dagestanden. Er war ein körperlich schwächlicher Junge, der etwas hinkte. Sein Vater war Briefträger und konnte nicht viel für den außerordentlich begabten Sohn aufwenden. Heinrich ging stets fast ärmlich gekleidet und schon deshalb schätzten ihn seine Mitschüler nicht besonders. Auch daß er zu schwächlich war, um sich an den gemeinsamen Spielen zu beteiligen, gab ihm eine Ausnahmestellung. Man tat ihm nichts zuleide, man ignorierte nur einfach sein Dasein. So standen die zwei Unterprimaner, deren äußere Verhältnisse denkbar verschieden waren, allein unter den andern.

Aber sie kamen sich anfänglich nicht näher dadurch. Heinrichs stille Liebe zu dem feinen, bildhübschen „Neuen" wurde von Gerhard gar nicht bemerkt. Erst nach und nach fügte sich's, daß die beiden manchmal auf dem Schulhof ins Gespräch kamen. Meist bezog es sich auf Gegenstände des Unterrichts. Gerhard bot dem kleinen Wendland Bücher, und dafür war der außerordentlich dankbar. Die übrigen Unterprimaner machten sich lustig über die seltsame „Freundschaft" zwischen dem „Baron" und dem armseligen Wendland und stichelten fortwährend darüber, daß der Baron einzig auf den Briefträgersjungen angewiesen war. So verlebte Gerhard Falke die ersten Schulwochen unter einem steten Druck, der um so schwerer auf ihm lastete, als er ängstlich bestrebt war, ihn seiner Mutter zu verbergen. Sie hätte ja doch nichts daran tun, ihm doch nicht helfen können. Die fatale „Duzgeschichte" war nicht aus der Welt zu schaffen. Er hatte sich noch zweimal überwunden und mit dem Primus und einem andern Unterprimaner, der ihm nicht ganz so feindlich gesinnt schien als die übrigen, eine Aussprache gesucht, aber ohne Erfolg.

„Ich würde ja gern vermitteln, aber ich weiß im voraus, daß es nichts helfen würde," so meinte der Primus in kühlem Ton, und Fritz Herbrig sagte geradezu: „Ich habe nichts gegen Sie, aber ich sehe auch keinen Grund, mich Ihretwegen mit Horner zu verfeinden. Wer den zum Feind hat, der hat keine ruhige Stunde mehr auf der Penne." — —

„Bring' doch manchmal ein paar Kameraden mit heraus, Gerhard," so schlug Frau Anna eines Morgens vor. „Du hast's so still hier bei mir, und ich glaube, die Jungens kämen ganz gerne. Ich könnte euch einen Platz zum Fußballspiel zurechtmachen lassen —"

„Nein, nein, Mutter, ich danke dir, aber ich bin ja täglich mit den andern in der Schule zusammen. Das genügt mir; hier bei dir vermisse ich nichts." So erwiderte Gerhard und erhob sich dabei rasch vom Frühstückstisch, um seine Verlegenheit zu verbergen. Wenn Mutter wüßte, wie er sich nach Anschluß, nach fröhlichen Genossen sehnte! Aber sie durfte es nicht wissen. Sie würde noch mehr darunter leiden als er selbst, und sie hatte so schwere, traurige Jahre hinter sich.

Einen Augenblick überlegte Gerhard dann, ob er nicht Wendland einmal mit herauszunehmen solle, aber gleich sagte er sich, daß der nicht in die vornehme Häuslichkeit passe, sich da unmöglich wohl fühlen würde. Gerhard war einmal mit Heinrich in dessen elterlichen Wohnung gewesen, und er konnte nur mit leichtem Schauder an die ärmliche, abgenutzte Einrichtung, an die geschmacklosen „Ziergegenstände" an den Wänden denken. Und der Vater hatte so finster dreingeschaut, und die Mutter mit ihren aufdringlichen Freundlichkeit hatte ihn geradezu abgestoßen. Heinrich war das älteste von vier Kindern und nur durch das Wohlwollen seiner Lehrer, die den außergewöhnlich begabten Schüler auf jede Weise unterstützten, war es ihm unmöglich, das Gymnasium durchzumachen. Er wollte Mathematik und Naturwissenschaften studieren und hoffte sein Ziel mit Hilfe von Stipendien und durch Erteilen von Privatstunden zu erreichen. Schon jetzt half er jüngeren Schülern nach und verdiente damit sein Taschengeld. Für das Studium hatte der Mathematiker des Gymnasiums, ein sehr wohlhabender Mann, ihm einen jährlichen Zuschuß in Aussicht gestellt.

So schien für den körperlich unansehnlichen, geistig aber hervorragenden jungen Menschen die Zukunft gesichert. Da trat ein Ereignis ein, das diese Pläne zu vernichten drohte. Der alte Wendland hatte einen Geldbrief unterschlagen, und als die Sache entdeckt wurde, erhängte er sich, seine Familie hilflos zurücklassend. Der Fall erregte großes Aufsehen in der Stadt und die allgemeine Annahme ging zunächst dahin, daß der Sohn unter diesen Umständen wohl sofort das Gymnasium verlassen würde. Horner, der in der Mathematik sehr schwach war und es nicht vertragen konnte, daß der „Briefträgersbengel" ihn so weit überragte, triumphierte. Als dann aber das Gerücht ging, das Kollegium habe beschlossen, alles aufzubieten, um Wendland zu halten und zu fördern, da geriet er in namenlose Wut und hetzte so lange, bis sämtliche Unterprimaner, mit Ausnahme von Gerhard Falke, den niemand um seine Meinung fragte, für die Ansicht gewonnen waren, man brauche sich einen solchen Mitschüler, den Sohn eines Diebes und Selbstmörders, nicht gefallen zu lassen.

Schon eine volle Woche war seit dem Tode des alten Wendland vergangen, als nach Schulschluß der Direktor den Primus der Unterprima beiseite nahm und ihm mitteilte, daß Wendland am folgenden Tage wiederkäme, und daß das Kollegium hoffe, seine Mitschüler würden ihm freundlich aufnehmen und ihm durch taktvolles Verhalten sein schweres Geschick erleichtern. Als der Primus in der Pause diese Worte des Direktors der Klasse mitteilte, gab's große Aufregung. Horner führte das Wort und erklärte es für einen Skandal, daß der „Direx" ihnen eine solche Zumutung stelle. „Für mich ist der Kerl überhaupt nicht mehr auf der Welt, und ich hoffe, unsere Eltern werden es sich verbitten, daß wir auf einer höheren Schule mit solchen Elementen zusammensitzen sollen. Dem Baron paßt das doch gewiß auch nicht, trotz seiner früheren Freundschaft mit dem hinkenden Streber, und die Klasse ist also einer Meinung," so schloß er mit einem höhnischen Blick auf Gerhard Falke, dessen Antlitz sich höher färbte, als er mit leicht zitternder Stimme sagte:

„Ich bitte, mich auszunehmen, denn ich kann nicht einsehen, daß Wendland durch seines Vaters Tat ein anderer geworden sein soll. Ich freue mich für ihn, daß er das Gymnasium weiter besuchen wird." — — —

Am andern Morgen nahm Heinrich Wendland seinen alten Platz in der Klasse wieder ein. Er kam im letzten Augenblick, und es wurde ihm von seinen Nebenmännern kein Wort des Grußes zuteil. Sie rückten sogar ein wenig von ihm ab, und Wendlands Auge begegnete nur kalten, feindseligen Blicken. Gerhard saß zu weit von ihm, um ihn irgendwie begrüßen zu können. Während der ganzen Stunde lastete eine unheimliche Stille über der Klasse, wie vor dem Ausbruch eines Sturmes. Heinrich Wendland wurde immer blasser, und als die Stunde zu Ende war und er sich, nachdem der Lehrer gegangen war, erheben wollte, überfiel ihn ein Schwindel. Im Nu war Gerhard, der sich eben einen Weg zu ihm bahnen wollte, neben ihm: „Ist Ihnen nicht gut, Wendland? Kein Wunder nach all dem, was hinter Ihnen liegt. Bleiben Sie ruhig sitzen, ich hole Ihnen ein Glas Wasser. Und" — Gerhard zögerte einen Augenblick und fuhr dann tapfer fort: „Wissen Sie was? Ich bitte gleich heute nach der Schule Ihre Mutter, daß Sie für ein paar Wochen ganz mit zu uns hinausziehen dürfen. Da können Sie sich in der guten Waldluft recht erholen. Und wir fahren jeden Morgen zusammen zur Schule, das wird fein!"

Heinrich Wendland konnte nicht sprechen, aber in seinen traurigen Augen blitzte ein Freudenschein auf, und er drückte mit heftiger Bewegung Gerhards Hände. Die übrigen Unterprimaner aber verließen sehr schweigsam das Klassenzimmer und bildeten auf dem Schulhof eine Gruppe. Lebhafte Reden gingen hin und her, und Worte wie „Alle Achtung", „Famoser Kerl, der Baron", „Man muß ihm eine Ehrenerklärung geben" — tönten aus dem Kreis. Horner, der versuchte, die Szene zwischen Wendland und Falke ins Lächerliche zu ziehen, wurde energisch zur Ruhe verwiesen. Er mußte einsehen, daß es mit seiner Herrschaft über die Klasse zu Ende war, und er war klug genug, gute Miene zum bösen Spiel zu machen.

Die Schulglocke unterbrach die erregte Unterhaltung, die in der großen Pause ihre Fortsetzung fand und zu einem wichtigen Beschluß führte. Nach beendigtem Unterricht trat der Primus auf Gerhard zu und bot ihm die Hand mit den Worten: „Ich bin beauftragt, Falke dir" — das „dir" wurde besonders betont — „zu sagen, daß wir es uns sämtlich zur Ehre rechnen werden, wenn du noch Lust hast, uns zu duzen. Am ersten Schultag haben wir dir's abgeschlagen, weil wir dich für einen Feintuer, für einen hochmütigen Laffen hielten. Und wir haben dir deshalb den Spitznamen „Baron" angehängt. Den wirst du wohl nicht wieder los werden, aber — aber — jetzt